

Illustriertes Unterhaltungs-Blatt



Beilage zum Bezirks-Blatt

für das Krug- und Kannenbäckerland, umfassend die kgl. Amtsgerichtsbezirke Böhr-Grenzhausen und Selters.

Verlag von L. Rühlmann in Böhr.

F. Ronfort.

Burg Rosenstein

Eine schwäbische Geschichte aus alter Zeit von Fritz Rigel.

(Fortsetzung.)

Heinz von Horn saß auf seinem Rosse. Er achtete nicht darauf, daß der alte Gaul ihn mit freudigem Wiehern begrüßte, sah nicht die scheuen und hämischen Blicke, welche die im Hofe herumstehenden Knechte und Knechtinnen auf ihn richteten — eine dumpfe Gleichgültigkeit gegen alles ihm Bevorstehende lag wie ein Damm auf seinem inneren Empfinden. Schlaflos hatte er die Nacht auf seinem Lager zugebracht, vergeblich bemüht, das Wirrsal der ihn bestürmenden Gedanken zu sondern. Mit aller Willenstraft hatte er sich dazu zu zwingen gesucht, dem Allmächtigen dafür zu danken, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach die Schwester gefunden hatte und doch durchzitterte ihn der Gedanke, daß Walburga von Rosenstein seine Schwester sei, mit qualvollem Weh — einem Weh, von dem er nach seinem unerschütterlichen Glauben nur durch den Tod erlöst werden konnte. Aber seine jugendfrische Lebenskraft bäumte sich auf gegen das Sterben — sein gottgläubiges

Denken mahnte ihn an seine Kindespflicht, die ihm gebot, seiner geliebten Mutter den Schmerz zu ersparen, ihn verlieren zu müssen. Der Mutter zuliebe mußte er die schwere Prüfung bestehen, die ihm der Herr auferlegt hatte — mußte alle heißen Wünsche seines Herzens niederzwingen und seine ganze Kraft einsetzen, dann wollte er den Herrn in innigem Gebete ansehen, daß das verzehrende Feuer in seinem Inneren

erlösche und dem einzigen ihm erlaubten Empfinden für die herrliche Jungfrau — der herrlichsten Bruderkiebe den Platz einräume. Es begann zu dämmern. Aus dem Eingang der Halle drängten sich die Ritter, alle in vollständiger Wehre, und schritten die Freitreppe hinab über den Hof zu ihren Rossen. Auf dem Söller stand Haug von Rosenstein und sah in Erwartung der ersten

Strahlen der aufgehenden Sonne hinauf nach dem Helm des Bergfrieds. Immer mehr verblaßten unter der wiederkehrenden Tageshelle am Firmament die Sterne und jetzt schimmerte es golden um die Spitze des Turmes, während gleichzeitig aus dem hinter den Seitengebäuden liegenden Wirtschaftshof das Krähen der Hähne erschallte.

„Öffne das Tor!“ rief Haug von Rosenstein dem Burgvogt zu und ächzend erschloß sich die schwere Pforte. Und sich zu dem wie ein ehernes Bild auf seinem Rosse verharrenden Heinz von Horn wendend, fuhr der Burgherr fort:

„Frei liegt der Weg vor Euch, Herr Ritter Heinz von Fürstenberg. Verlaßt Burg Rosenstein — des Wortes, so ich Euch gegeben, bin ich zu dieser Stunde ledig!“

Ohne ein Wort der Entgegnung lenkte der Angeredete das gezogene Schwert gegen den Sprecher, gab seinem Braunen die Sporen und sprengte durch den Torgang über die Zugbrücke in das Freie. Noch war das Poltern der Hufschläge auf den Bohlen der Brücke nicht verhallt, als das Tor wieder zufiel und der Vogt nach der Weisung seines Herrn mit seinem Laufe um das Rund des Hofes begann. Die Ritter hatten sich auf ihre Rosse geschwun-

gen, an ihrer Spitze die beiden Brüder von Rosenstein, und harrten begierig, bis Wolf Hebrand seinen Lauf beendet hatte. Kaum war der Laufende zum dritten Male an dem Tore angelangt, als der reißige Zug sich unter dem Geheul der Meute in Bewegung setzte. Eben wollten Haug und Jörg von Rosenstein in den gewölbten Torgang einreiten, als ihre Rosse jäh vor der alten Friedegund zurückschreckten, die ihnen plötzlich mit er-



Eine österreichisch-ungarische Korps-Telephon-Station. (Mit Text.) Phot. C. Seebald, Wien.

hobener Rechten aus der Wölbung entgegnetrat. Mit ihrer hochauferichteten hageren Gestalt, den auf die Schultern fallenden grauen Haarsträhnen und den unheimlich flammenden Augen gemahnte die Alte an eine der altheidnischen Seherinnen, von denen die Sagen und Lieder erzählten, die mit geheimer Zauberkraft begabt waren und in die Zukunft zu blicken vermochten.

„Lacht ab von Eurem frevelnden Beginnen, Ritter Haug und Jörg von Rosenstein!“ rief sie mit hohler Stimme. „Es warnet Euch das waltende Geschick durch mich!“

„Wahnsinniges Weib — was unterfangst du dich?“ schrie ihr Jörg von Rosenstein grimmig entgegen. „Bei meinem Zorn — hinweg aus unserem Wege!“

Den starren Blick unverwandt auf den Ritter gerichtet, hob Friedegund wieder in eigentümlich singendem Tone an: „Wißt achtet nicht der Alten Warnung, Ritter Jörg! Hab' in den Sternen es in dieser Nacht gelesen; Unheil birgt der Zukunft Schoß — namenloses Unheil, so freventlich auf Eurem Willen Ihr beharret!“

„Zum Teufel schere dich, du alter Unglücksrabe! Mach Platz, sonst reit' ich über dich hinweg!“

„Ihr reitet ins Verderben, Ritter Jörg! Heut ist Maria Magdalena — wer an diesem Tage zu Holze reitet auf die Pürsch, der ist mit Leib und Seele den Mächten der Finsternis verfallen!“

Etwas für die Zuhörer Unheimliches lag in dem Wesen der Sprecherin, so daß sie unwillkürlich zurückschreckten. Selbst Jörg von Rosenstein konnte sich dem Eindruck nicht entziehen und fragend sah er nach seinem Bruder Haug und den dicht hinter ihm haltenden Genossen, von denen sich einige bekreuzten, andere aber mit besorgten Mienen Bemerkungen über den seltsamen Vorgang einander zuraunten. Dann aber lachte er wild auf und rief:

„Warum hast du der wilden Burga, deinem Herzblatt, nicht auch gewehrt, heut am Maria Magdalenenstag zur Pürsch zu reiten? Gedenkst du uns mit deinen blöden Reden zu fixen, auf daß die Zeit verhinnt und der vermaledeite Gauch, der Fahrende, sich unserer Kacke entzieht? Reißt sie hinweg, ihr Anechte!“

Mehrere Anechte stürzten sich auf die alte Friedegund und zerrten sie ungeachtet ihres Schreiens und Sträubens aus dem Wege. Im nächsten Augenblick donnerte der reißige Troß mit Haug und Jörg von Rosenstein an der Spitze über die Zugbrücke.

Zu solch rasendem Laufe war der behäbige Braune noch nie von seinem gütigen Herrn gespornt worden, wie von dem Augenblicke an, als Heinz von Horn das Tor der Feste Rosenstein verlassen und den auf der Bergeshöhe nach Osten laufenden Pfad erreicht hatte. Unbarmherzig gruben sich die Sporen in die Weichen des Tieres, so daß es mit Anspannung aller Kräfte vorwärts stürzte, vorüber an niederem Gebüsch, grafsigen Halden und einzelnen Gruppen verkrüppelter Kiefern — einer wildgezackten, weißgrauen Felsengruppe zu, die sich in der Ferne auf dem Höhentamm emporhob. Immer feiner und unwegbarer wurde der Pfad, aber das treue Roß mußte wohl ahnen, daß seinem geliebten Herrn eine furchtbare Gefahr drohte, denn nicht einen Augenblick hockte es in seinem wilden Rennen und setzte mit gewaltigen Sprüngen über alle Hindernisse hinweg, so daß die Felsengruppe immer näher rückte, und in wenigen Minuten nach dem Verlassen der Feste von dem Flüchtling erreicht war. Die Felsengruppe mußte nach dessen Dafürhalten das „finstere Loch“ sein, das auf dem Pergamentstreifen Walburga von Rosensteins erwähnt war; dort würde sie wahrscheinlich mit einem schnellfüßigen Rosse auf ihn warten, denn wohl hatte Heinz vorhin in dem Burghof vernommen, wie Wolf Fiebrand dem Ritter Haug von Rosenstein meldete, daß das Fräulein schon vor Anbruch des Tages zum Tore hinausgeritten sei. Er sollte sie also vor seinem Scheiden nochmals sehen — sie, welche die seligsten Empfindungen in seinem Innern ausgelöst hatte, und die, wenn nicht alles trügte, ihm doch nichts anderes sein durfte, als eine liebe Schwester.

An den Felsen wendete sich der Pfad plötzlich nach links. Stürmisches Entzücken wallte in dem Flüchtling bei dem Anblick auf, der sich ihm bot, und mit jähem Rude hielt er sein Roß an. Einer überirdischen Erscheinung gleich hob sich aus dem Dunkel eines breiten Felsentores Walburga von Rosensteins Gestalt neben ihrem milchweißen Zelter ab. In ihrem edelschönen Gesichte prägte sich angstvolle Erwartung, und hastig eilte sie dem jungen Ritter entgegen, der vom Rosse gesprungen war und die ihm entgegengestreckte Rechte der Jungfrau mit heißen Küssen bedeckte. Aber rasch entzog sie ihm ihre Hand und drängte ihn zu ihrem Rosse mit den in fliegender Hast hervorgestoßenen Worten:

„Flieht, flieht, Herr Ritter, so rasch als Euch meine Stute trägt! Ihr kennt den Weg! Dort wo der Tann beginnt, senkt sich der Pfad zum Tale!“

„Walburga, holdes Engelsbild, — Ihr schützt den Fremden gegen Eure eigenen Brüder?“ stammelte Heinz bebend.

„Ihr sollt der Raubgierde der Wilden nicht zum Opfer fallen! Drum säumet keinen Augenblick! Die Friedegund versucht es, die Verfolger zurückzuhalten, doch wird es ihr für eine kurze Weile nur gelingen!“

„Ihr sorgt um mich, den fremden Mann?“ hob der junge Ritter nochmals an, indem er sich wieder der Hand der Jungfrau bemächtigte. „So würde Euch mein Tod zu Herzen gehen?“

„Tragt nicht — seht meine Angst und flieht! Vor Gram und Herzleid wird' ich verzweifeln, wenn das Verhängnis Euch ereilt!“

„So bin ich Eurem Herzen teuer, Holde?“

„Habt doch Erbarmen, edler Mann, und flieht! Hört Ihr nicht aus der Ferne das Geheul der Meute? Sie nahen, die Verfolger!“

Von seinen stürmischen Empfindungen übermannt, zog der junge Ritter die Jungfrau an seine Brust und küßte die nicht Widerstrebende auf den Mund. Aber wie entsetzt ließ er sie in dem nächsten Augenblick aus den Armen. An dem schmerzliefen Halbe der Heißgeliebten hatte er ein kleines Muttermal gesehen — das Muttermal, das sein verlorenes Schwesterlein trug, von dem die alte Friedegund gesprochen hatte.

„Ich weiche nicht von hinnen Walburga, bis ich eins weiß!“ stieß er keuchend hervor. „Im Kloster unserer lieben Frau in Heubach habt Ihr die erste Kinderzeit verlebt?“

„Wie ich Euch schrieb!“ erwiderte die Jungfrau mit fliegendem Atem. „Fünf Monate war ich alt, als man den frommen Schwestern mich vertraute! Doch fragt nicht länger — auf zu Roß — auf Eurem Braunen leit' ich die Verfolger irre!“

Und bebend schwang sie sich auf des Ritters Pferd und trieb daselbe mit Gerten schlägen zu raschem Laufe an. Fast war sie an dem Saum des nahen Tannenwaldes angelangt, als Heinz den Zelter der Jungfrau bestieg und in rasender Eile nachjagte. In wenigen Augenblicken war er an der Seite der Reiterin, die mit der Gerte nach einem halblinks durch den Tannenwald abwärts führenden Weg deutete und mit lauter Stimme rief:

„Dort reitet Ihr hinab — lebt wohl, auf Wiedersehen!“

Es war die höchste Zeit. Das Klaffen der verfolgenden Hundehang beängstigend näher und immer näher; im Verlaufe von wenigen Minuten mußten sie die Felsengruppe des „finsternen Lochs“ erreicht haben.

Die qualvolle Erregung seines Inneren in diesem Augenblick der höchsten Gefahr mit starkem Willen niederzwingend, drängte Heinz von Horn sein Roß dicht an das der Jungfrau und tief ihr mit bebenden Lauten zu: „Leb' wohl du Einzige, auf Wiedersehen! Bei meinem ritterlichen Worte schwör ich dir: In kurzer Frist kehrt' ich zu dir zurück und hole dich herab vom Rosenstein, um in der Mutter Arme dich zu führen!“

Dann lenkte er den Zelter nach links. Mit den Hufen kaum den Boden berührend, flog das edle Tier dahin und verschwand mit seinem Reiter in den nächsten Augenblicken an einer Wendung des Weges, während die Jungfrau auf dem über den Höhentamm laufenden Pfad weiter jagte.

8. Wiedersehen.

Die Weißdornbüsche, welche in der Tannenschlucht, unweit der Köhlerhütte des alten Meinrad Schlicht, den sprudelnden Waldbach einrahmten, schimmerten in schneieiger Blütenpracht; an dem die steilen Hänge des Engtals bedeckenden, verworrenen Buschwerk zeigte sich neues, zartes Grün, und Schneeglöckchen, Anemonen und Erdbeersterne redeten ihre zarten Köpfe aus dem feuchten Grunde hervor, neugierig nach dem goldenen Sonnenlicht lugend, das vom wolkenlosen Firmament auf die sich wieder verflingende Erde herabstrahlte. Das schmelzende Flöten der Amstel aus dem Waldesgrunde einte sich mit dem schmetternden Schlag der Finken, dem fernem Ruf des Kuckucks und dem jubelnden Zirklern all der anderen Waldesjäger in Busch und Hag zu einem Dankhymnus an den Lenz, des linder Odem nach harter Wintersnot alle schlummernden Triebe zu neuem Leben erweckte, und der hungernden Kreatur aus seinem uner schöpfligen Füllhorn erquickende Gaben spendete.

In voller Pracht war der Mai in das Land gezogen und hatte wie seit uralten Zeiten, Hain und Flur auf das herrlichste für die Menschentinder geschmückt, unbefümmert darum, daß diese anstatt sich mit dankbarem Herzen der Gaben des allgütigen Schöpfers in Frieden zu erfreuen, in blindem Hassen gegeneinander wüteten, und das ihnen verliehene Paradies mit ruchlosen Taten schändeten.

Unerhört waren die Gewalttaten, deren sich in den letzten Monaten die auf ihren festen Schlössern im Kalbuck sitzenden Ritter, besonders die Brüder von Rosenstein, schuldig gemacht hatten. Den von König Rudolf von Habsburg gebotenen Landfrieden offen verhöhrend, plünderten und brandschaften sie jeden Wanderer, jeden Kaufmannszug, die sich in die Nähe ihrer Burgen wagten, wobei sie weder Habe noch das Leben der Vergewaltigten schonten. Als man aus Furcht ihre Gebiete mied, dehnten sie ihre Raubzüge weit in die umliegenden Lande aus, so daß, wie vor einem Jahrzehnt, in der kaiserlosen Zeit, in einem großen Teile des schönen Schwabenlandes Angst und Schrecken herrschten, die den friedlichen Bürger und Landmann nicht zu ruhigem Aufatmen kommen ließen.

Meinrad Schlicht und seine Enkelin empfanden von diesen Schrecken nichts. Ihre Armut und der Umstand, daß ihre Wohn-

Minutenlang herrichte Totenstille auf dem Flugplatz. Aber dann brach ein Heulen und Toben aus, als seien alle Dämonen der Hölle los und ledig geworden.

Bertrümmert sanken die Schranken nieder. Und darüber stürmten die Zuschauer in hellen Haufen nach der Landungsstelle. Selber wollte man sehen, hören.

Ehe die Menschen aber noch an ihn gelangen konnten, hatte sich de la Peine schwankend erhoben. Wirt blidte er sekundenlang umher und suchte endlich zusammen, als sein Blid die anscheinend ohnmächtige Begleiterin traf. Hastig zog er eine Signalpfeife aus der Tasche, der er zwei gellende Töne entlockte. Sofort flog ein Auto heran und hielt bei dem Flugzeug.

De la Peine hob die ohnmächtige Dame auf und in das Auto, kletterte selber nach, und in schnellstem Tempo fauste dieses davon.

Am nächsten Tage nahm der Monteur des berühmten Fliegers den Eindecker in Empfang, verpackte ihn und sandte ihn zur Bahn.

De la Peine und die Dame hatten Donnorf schon am Abend vorher verlassen.

Jahre sind vergangen. Auf einem kleinen Felsplateau, tief im Schwarzwald, fernab der begangenen Straße, liegt eine reizende, kleine Villa, eingebettet in Grün, wie eine Perle im Golde. Die wohlthuende Stille des Waldes, ein tiefer Friede hüllen das kleine Besitztum des ehemals so viel bewunderten, wohl auch viel beneideten Fliegers de la Peine in eine seltsam anmutende Märchenstimmung. Und gedämpft klingt das Rauschen und Brausen der Gutach hinein, die unweit der kleinen Siedelung in tolen, munteren Sprüngen über Stein und Geröll zu Tal hastet.

In diesem traulichen Heim, fernab von dem Getriebe der Menschen, ihren Leidenschaften, ihrem Haß, gedenkt de la Peine den Rest seines Lebens zu verbringen. Seit jenem verhängnisvollen Fluge in Donnorf, bei dem er nur um Haarsbreite an der düsteren Pforte des Todes vorbeizuschlüpfen vermochte, ist er nicht wieder aufgestiegen. Nicht aus Furcht vor der Gefahr, — die kennt er nicht. Aber ein gewisses seltsames Bangen vor seinem unersättlichen Ehrgeiz, den er niederhalten will, niederhalten um jeden Preis, läßt ihn der Flugmaschine fernbleiben. Anstatt selbst zu fliegen, beschäftigt er sich nun sehr erfolgreich mit der Konstruktion von allerlei Flugzeugverbesserungen. Und es ist ihm gelungen, vieles Gute bereits zu erfinden, das von den Fabriken gern aufgenommen und angewandt wird.

Seine neue Beschäftigung gewährt ihm volle Befriedigung. Zu rastlosem Sinnen und erspriesslicher Tätigkeit vergeht die Zeit. Und das Rauschen und Brausen der Gutach wie die Ruhe der Natur ringsum beruhigen das Drängen und Sären seiner Seele, gewähren ihm den früher so lange entbehrten Frieden.

Nicht immer freilich. Düstere Stunden kommen manchmal, wo die Bilder der Vergangenheit auf leisen Sohlen an ihn heranschleichen. Stunden, wo das Bewußtsein einer Schuld mit energischem Knöchel an die mühsam verschlossene Tür der Seele pocht. Stunden, wo die Reue mit scharfer Sonde in einer immer wieder aufbrechenden Wunde wühlt, Stunden . . .

Leise, wie das Wehen eines die Knospen zum Erblühen küssenden Frühlingswindes, sanft wie das Streifen eines Engelsflügels, legt sich dann aber eine milde Frauenhand auf seine brennende Stirn. Auf festen, energischen Nähen steht sein treues Weib neben ihm, hält und stützt seine schwankende Seele: Lona de Beer, die Schwester seines toten Jugendfreundes, die ihn haßte, ihm dazwischen nach dem Leben trachtete.

Und die Niesen des Waldes, deren schwanke, rauschende Wipfel den Frieden ihres traulichen Heimes beschirmen, erzählen in dämmernden Stunden von dem geheimnisvollen Walten des Schicksals, das, unerforschlich dem Menschengeliste, die Herzen der Menschen meistert wie weiches Wachs.

Anbau des Rhabarbers und seine Verwendung im Haushalt.

Seinen doppelten Zweck erfüllt der Rhabarber. Erstens nimmt er als Stauden- und Zierpflanze hervorragenden Anteil bei der Verschönerung des Gartens, und zweitens bieten uns seine Stengel ein köstliches Gemüse zu einer Zeit, wo die Hausmutter um solches oft in Verlegenheit ist. In den Boden stellt der Rhabarber keine allzu großen Anforderungen, doch liebt er sonnige Lagen, und was den Dünger anbelangt, so kann man des Guten nie zuviel tun. Die beste Pflanzzeit ist der Herbst. Vor dem Pflanzen wird das Pflanzloch etwa $\frac{1}{2}$ m tief und $\frac{1}{2}$ m im Quadrat ausgehoben. In diese Grube kommt gut verrotteter Dünger und Komposterde. Hier hinein setzt man die von älteren Pflanzen entnommenen Wurzelstöcke. Die Erde wird alsdann festgetreten und begossen. Wenn die Wurzeln in unseren Breite-

graden auch ohne jeden Schutz gut überwintern können, so wird es doch vorteilhaft sein, wenn wir vor Beginn des Winters die Stauden mit kurzem Pferdehäut bedecken. Hierdurch wird erreicht, daß gleichzeitig die düngenden Stoffe mit der Feuchtigkeit des Winters in den Boden an die Pflanzenwurzeln gelangen. Auch habe ich die Erfahrung gemacht, daß solche während des Winters geschützte Rhabarberstauden im Frühjahr zeitiger und kräftiger austreiben. Kräftige Stauden liefern uns schon Ende April die ersten Stengel. Beim Abernten ist jedoch Vorsicht geboten. Einjährige Pflanzen sollte man noch nicht entblätteren, damit dieselben sich erst kräftig entwickeln können. Auch bei älteren Stauden darf man keinen Raubbau treiben; nicht mehr als ein Drittel der Blätter sollte man dem Stode nehmen, da sonst im nächsten Jahre die Ergiebigkeit bedeutend nachlassen würde. Die Stengel werden nicht abgeschnitten, sondern abgedreht, so daß der ganze Stiel bis auf den Boden entfernt wird. Stehengebliebene Stengelreste würden gern in Fäulnis übergehen und diese leicht auf die ganze Pflanze übertragen.

Gar mannigfach ist die Verwendung des Rhabarbers im Haushalt. Besonders wenn im Frühjahr der Wintervorrat an Äpfeln stark zusammengeschmolzen ist und man die wenigen noch übrig gebliebenen nicht gern zu Apfelmus verwenden will, dann bietet der Rhabarber vollwertigen Ersatz, der sowohl für Kinder wie für Erwachsene leichtbekömmlich und verdaulich ist. Allerdings darf man mit dem Zucker nicht sparen; auch der Rhabarberkuchen ist im Haushalt ein beliebter und stets gern gegessener Vederbissen. Gar mancherlei ist es noch, zu dem geschickte Frauenhände den Rhabarber verwenden können. Alles hier aufzuführen zu wollen, würde zu weit führen. Jedenfalls ist das Verwendungsgebiet des Rhabarbers noch nicht erschöpft, und weitere Verwendungsmöglichkeiten werden uns ihn immer unentbehrlicher machen.

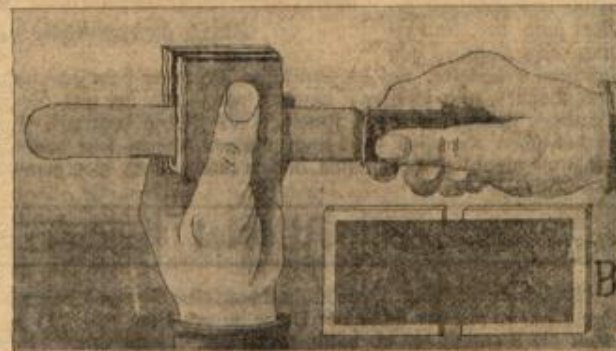
G. 514.

Fürs Haus

Messerpulver und Gabelreiniger.

Das Reinigen der gebrauchten Messer und Gabeln gehört zu denjenigen Küchenarbeiten, die weder von der selbsttätigen Hausfrau noch vom Personal gern vorgenommen werden, da sie Zeit und Mühe kosten.

Wo eine Putzmaschine vorhanden ist, vereinfacht sich die Sache freilich sehr, andernfalls muß man sich die praktischste und am meisten fördernde Methode



herausfinden. Unsere Abbildungen veranschaulichen zwei kleine, selbstgemachte Apparate, die gut und gründlich arbeiten und daher zur Nachahmung empfohlen werden können. Zum Messerpulver gehören zwei gleich große, ca. 10 cm im Quadrat messende, 1 cm starke Holzbrettchen, deren Innenseite man mit einem Streifen aus starkem Leber, Filz oder

Fries so beklebt, wie Figur a zeigt. Dadurch bildet die Einlage eine Art Rücken, wie beim Buch, und man kann die beiden Brettchen auch wie ein solches zusammenklappen. Beim Gebrauch schüttet man etwas Schmirgelpulver auf die Einlagestreifen und zieht das Messer zwischen den beiden Holzbrettchen schnell und kräftig ein paarmal hin und her. Hat der Stahl schwer tügliche Flecke bekommen, so befeuchtet man das Messer vor dem Putzen mit Spiritus oder Wasser; man wird dann sehr schnell ein blankes Messer erhalten. — Dort, wo noch Stahlgabeln im Gebrauch sind, kann der einfache Pulver aus Bindfaden gute Dienste tun. Hierfür biegt man starken, verzinneten Eisendraht so der auf der Abbildung veranschaulichten rahmenartigen Form zusammen, deren Enden man in einen ausgedienten oder neu erfindenen Holzgriff mit Die fest einschlägt und mittels Leim oder Fischleim noch extra befestigt. Dann überspannt man den Rahmen straff mit dünnem Bindfaden, dessen Enden man gut verknotet. Die Fäden nehmen alle Unreinigkeiten zwischen den Gabelzinken schnell und gründlich fort. Man kann



auch einen kleinen Holzrahmen in gleicher Weise benutzen, muß dann aber vorher zum Durchziehen der Schnur vorbohren und einen anderen Griff wählen, der sich an dem Rahmen festschrauben läßt.

Pilot voraus, dann nicht er befriedigt. — Es war Nordtal. — Bald hob sich auch das Häusergewirre der Stadt aus dem Dunst des Horizonts, erhielt scharfe Konturen, wurde deutlicher und deutlicher. Eine Flagge erschien in einer Luke des Turmes, die lebhaft hin und hergeschwenkt wurde. Man hatte das Flugzeug bemerkt. Und dann wußten kurz hintereinander dreimal kleine, weißgraue Dampfballen dort unten auf. Kanonenschläge, die man löste, hier oben natürlich nicht hörbar.

Kurz drückte de la Peine jetzt einen Hebel nieder. In einem mächtigen Bogen sauste das Fahrzeug nach rechts, beschrieb — jetzt bereits über der Stadt — eine elegante Kurve und — der umstogene Kirchturm lag hinter der Maschine. Die Rückfahrt begann.

Unwillkürlich seufzte der Lustpilot auf. Aber dann zuckte er plötzlich nervös zusammen: In dem Motor ließ sich ein eigenes Rucken wahrnehmen. Scharf forschend huschten sekundenlang seine Augen über alle Teile desselben. Ein Defekt war indessen nicht festzustellen, auch hörte das Rucken bald wieder auf. Beruhigt glitt sein Blick daher wieder in die Fahrtrichtung.

Während dieser ganzen Zeit hatte Peine keine Zeit gehabt, sich irgendwie um seine Begleiterin zu kümmern. Jetzt zum ersten Male blickte er scharf prüfend zu ihr hinüber. Aber unwillkürlich fuhr er zurück vor dem dämonischen Leuchten, das ihm aus ihren Augen entgegenloderte.

In dem geöffneten, verzerrten Munde der Dame blühten die Zähne, als habe sie eben ein gellendes Gelächter ausgestoßen, das bei dem ohrenbetäubenden Geheul des Propellers allerdings nie gehört werden konnte.

Die Augen stier und durchbohrend auf den Lenker des Flugzeuges gerichtet, riß sie plötzlich die Handschuhe von den Händen, knöpfte ihre Jacke auf und zog eine Photographie heraus, die sie ihm dicht vor das Gesicht hielt.

De la Peine schreckte entsetzt zusammen, während es ihm eiskalt über den Rücken glitt. Starr blickte er das Bild an. Blitzartig kam ihm das Verständnis. Jetzt wußte er auch, warum ihm das Gesicht seiner Begleiterin so merkwürdig bekannt vorgekommen war. Aber zum Nachdenken kam er nicht. Durch die heftigen Bewegungen und den Sitzwechsel war die Flugmaschine aus dem Gleichgewicht und ins Schwanken geraten. Hastig, mit blitzschnellen Griffen stellte er zunächst jenes wieder her. Dann orientierte er sich durch schnelle Umblide.

Der Flugplatz war erreicht. Schon mußte er die vorgezeichneten Schleifen beginnen. Fast mechanisch stellte er die Steuer ein. Ein Blick nach unten zeigte ihm die gewaltige Zuschauer-menge, die ihn beobachtete. Ihm schwirrte der Kopf. Ein eigenes Brennen im Halse ließ ihn sich mehrmals räuspern. Und das Gefühl einer drohenden, nahen Gefahr packte ihn erneut mit zwingender Gewalt.

Die Maschine glitt seitwärts aus dem Kurs und setzte, dem Steuer gehorchend, zu der großen Acht an. In einem gewaltigen Bogen umschwebte sie den Flugplatz. Und während Peine nervös an den Hebeln zerrte, zog plötzlich in gedankenschnell einander ablösenden Szenen und Bildern ein dunkler, mühsam zu vergessener gesuchter Abschnitt seines vergangenen Lebens an seinem geistigen Auge vorüber.

Wieder sah er sich als Lieblingsjünger des großen Gramont in Reims, wie einst. Er, dem von seinem Meister eine glänzende, erfolgreiche Zukunft prophezeit wurde, hatte sich gewöhnt, stets etwas erhaben auf seine Mitschüler herabzublicken. Und nur ein einziger erschien ihm beachtenswert, Element de Beer, ein stiller, sinniger und sonniger Mensch, der im Laufe der Zeit sein intimster Freund, endlich sogar sein Logisgenosse wurde.

Aber, als dann dieser de Beer gelegentlich eines gefährlichen Fluges so seltene Fähigkeiten entwickelte, daß der Meister ihn seitdem mindestens seinem Liebling Peine gleichwertig erachtete, erwachte in diesem — von glühendstem Ehrgeiz besessenen, wie er einmal war — eine rasende Eifersucht. Die vordem so innige Freundschaft erkaltete mehr und mehr. Und als dann de Beer immer bedeutender wurde, den sich längst in seinem Ruhme sonnenden Peine zu überflügeln drohte, brach in dessen Herzen der Haß aus. Ein Haß, der in kurzer Zeit zum Niesen heranwuchs und dem eifersüchtigen Piloten immer zwingender den wahnsinnigen Wunsch in die Seele preßte, den Gegner zu vernichten, — vernichten um jeden Preis.

Und dann kam jener unselige Abend, der de la Peine für ewige Zeiten die Ruhe, den Frieden der Seele rauben sollte.

In einem Nachtcafé war's. Beide hatten reichlich getrunken. Der sonst so stille de Beer erschien an diesem Abend reichlich nervös, aufgeregter, und schraubte den ehemaligen Freund durch allerlei Anspielungen und Redensarten.

Da trotz leise, langsam, immer deutlicher und zwingender ein teuflischer Gedanke an Peines Seele, warf alle guten Regungen über den Haufen und beherrschte ihn schließlich ganz und gar.

Er brach einen Streit vom Zaun, spielte den Beleidigten, forderte am anderen Tage den Freund und schoß ihn in dem dann folgenden Duell kaltblütig nieder.

Gleich nach der Tat empfand er gar keine Reue, im Gegenteil, so etwas wie Befriedigung. Der Nebenbuhler war beseitigt, die glänzende Bahn des Ruhmes für ihn frei.

Aber dann . . . Da! Tauchte nicht plötzlich aus dem Kälte-dunst dicht vor ihm das bleiche Antlitz de Beers mit dem kleinen, blutigen Loch in der Stirn? Starten ihn nicht ein paar weit aufgerissene, entsetzte Augen hilflos an, wie einst . . .

De la Peine schauderte. Ein Blitz des Verständnisses beleuchtete plötzlich sein zudendes Hirn:

Die Dame neben ihm trug die Züge de Beers. Dessen einzige Schwester war's, von der dieser stets mit so unsäglichlicher Liebe gesprochen . . . Aber, was wollte sie?

Nur weniger Sekunden hatte es bedurft, um de la Peine diesen dunkelsten Punkt seines Lebens noch einmal vor die Seele treten zu lassen. Finstere Schatten lagerten auf seinem Gesicht. In düsterem Feuer glommen seine Augen.

Langsam, fast mechanisch, hatte er das Steuer für die zweite Kurve der Acht eingestellt. Er bemerkte nicht, daß die Maschine nun den eleganten Bogen beschrieb. Er sah auch nicht die schweren, dunklen Wolken, die plötzlich unter dem Flugzeug dahinzogen, den Ausblick auf die Erde unmöglich machten. Eine unsagbare Beere und Ode gähnte in seiner Seele, ließ ihm alles entsetzlich gleichgültig erscheinen.

Dann fuhr er plötzlich zusammen. Jenes fatale Amisern, Knaden und Ruden des Motors machte sich wieder, aber diesmal in verstärktem Maße bemerkbar. Blitzschnell glitten seine Augen über alle Teile des Triebwerkes. Schon faßte er den Hebel, um die Geschwindigkeit zu verringern. Da setzte der Motor mit einem gewaltigen Krach aus. Das Triebwerk arbeitete nicht mehr. Durch den Ruck brach ein Propellerflügel und sauste nieder.

Gewaltsam riß sich de la Peine zusammen. Jetzt galt es im Gleitfluge zur Erde zu gehen. Aber wo war die? Unsichtige Wolken, soweit das Auge reichte, keine Berechnung möglich.

Auf gut Glück also — sei es!

Ratlos zerrte der seine Überlegung mehr und mehr verlierende Flieger an dem Steuer. Sein Herz schlug bis an den Hals. Seine Stirn bedeckte Schweiß. — Da prallte er jäh empor. Ein wahnsinniger, tierischer Schrei dröhnte an seine Ohren:

„Rache für Element!“ gellte es dicht an seinem Gesicht. Gleichzeitig preßten sich wie Geierkrallen zwei Hände um seinen Hals, fester und fester, als wollten sie ihn, der vor Grauen und Entsetzen starr geworden war, die Seele aus dem Leibe quetschen.

Durch die heftigen Bewegungen geriet das Flugzeug aus dem Gleichgewicht, schlenderte und schwankte ganz entsetzlich, ja drohte jeden Augenblick sich zu überschlagen.

Und fester preßten die Hände de la Peines Hals. So viel Besinnung besaß er noch, um das Steuer für den Gleitflug herumzureißen. Und während vor seinen Augen rote, grüne, gelbe leuchtende Kugeln zu tanzen begannen, schoß der Apparat fast senkrecht in sausender Fahrt zur Erde.

Der letzte winzige Rest von Besinnung ließ den Piloten noch den unvermeidlichen Todessturz bei dieser Richtung des Flugzeuges blitzartig erkennen. Seine Hände tasteten nach den Hebeln — griffen in die Luft — dann wurde es Nacht . . .

Eine draußen sich bemerkbar machende, schnell steigende Unruhe belehrte das in den Erfrischungshallen befindliche Publikum, daß de la Peine zurückkehrte. Man ließ alles stehen und liegen und eilte hinaus.

In der Tat, er war es. In rasender Fahrt sauste sein Eindeder heran, beschrieb einen gewaltigen Bogen um den Flugplatz und setzte dann zu den vorgezeichneten Schleifen an.

In atemloser Spannung verfolgten die Zuschauer den fähigen Flug. Enttäuscht senkten sich die Köpfe, als nun die im Westen langsam aufgestiegene Wolkenwand sich zwischen Erde und Flugzeug wälzte und letzteres verdeckte. Aber man harpte doch aus. Die Wolken mußten sich ja bald verziehen. Hinten am Horizont wurde es schon hell. — Ein allgemeines Stutzen nun, lautlose Stille. Aus der Luft wirbelte ein Gegenstand nieder und sauste mit schmetterndem Schlag auf den Erdboden.

Gleich darauf ein gellender, tausendstimmiger Aufschrei: Fast senkrecht schoß aus den Wolken de la Peines Eindeder nieder auf die Erde. — Tausende von Menschen hielten in lautlosem Entsetzen den Atem an. Tausende von Pulsen flatterten. Denn schon hatte die Maschine beinahe den Boden erreicht.

Da! Ein erneuter gellender Schrei. Unvermutet ging das Flugzeug plötzlich dicht an der Erde in den Horizontalflug über und berührte diese endlich gleitend. Immerhin war der Schlag noch so gewaltig, daß die Anlaufträger zerquetschten und beide Flieger aus der Maschine geschleudert wurden.

frühe abseits aller Verkehrswege lag, schützte sie vor jeder Ver-
gewaltigung. Die Ritter von Rosenstein kümmerten sich nicht
viel um sie. Mainrad entrichtete pünktlich die ihm auferlegten
Gefälle und Zehnten in Gestalt von Kohlen, Pech, Arznei-
wurzeln und dergleichen, stand zudem in dem Rufe, daß er mit
Waldgeistern, Kobolden und Schrätteln Umgang pflege — da
ließ man ihn in Ruhe, wollte man nicht Gefahr laufen, daß er
mit Hilfe seiner Unholde irdenbeinen bösen Schabernad gegen
die Burg und ihre Bewohner verübte. In stiller Einsamkeit
flossen die Tage des alten Köhlers und des schönen Trubelcins
dahin. Noch zehrten sie an der Erinnerung an den ritterlichen
Jüngling, der im vorigen Sommer in ihre Hütte eingelehrt
war, um am anderen Tage nach Burg Rosenstein zu reiten. Und
mit banger Sorge gedachten sie der wilden Burga, die sie seit
jenem Tage mit keinem Auge mehr gesehen hatten. Von Knech-
ten, die in den Wald zum Jagen kamen, hatten sie alles erfahren,
was sich auf Burg Rosenstein zugetragen hatte. Sie wußten,
daß Heinz von Horn den Ritter Kurt von Lauterburg im Zwei-
kampf erschlagen hatte, daß die Rosensteiner mit ihren Genossen
ihn gleich einem wilden Tiere hegen wollten, und daß die wilde
Burga ihn gerettet hatte, indem sie die Verfolger auf falsche
Fährte lenkte, so daß es dem Flüchtling gelungen war, zu ent-
kommen. Und weiter hatten sie erfahren, daß die auf dem Pferde
Heinz von Horns Flihende nach einer wilden Jagd von den ver-
folgenden Rittern erreicht worden war und daß sich die ganze
Wut der so lästig Getäuschten gegen die Jungfrau gerichtet hatte.
Eine nichtswürdige Verräterin hatte Jörg von Rosenstein die
Schwester gescholten, und hatte sie mit dem Tode bedroht; nur
dem Dazwischentreten der anderen Ritter, besonders des alten
Hacho von Alzingen, war es zu danken gewesen, daß es nicht zum
Außersten kam, aber keiner konnte und wollte verhindern, daß
Walburga von ihren ergrimmtten Brüdern nach der Burg zurück-
geschleppt und dort gleich einer Gefangenen behandelt wurde.
Kein Ausritt wurde ihr mehr gestattet, denn die Brüder fürch-
teten, daß die zu allem Entschlossene die Flucht ergreifen und
des Königs Schutz gegen sie anrufen würde. Ging doch seit
einigen Monaten die Kunde im Lande umher, daß König Rudolf
sich rüste, um nach Schwaben zu ziehen und alle diejenigen, welche
den von ihm gebotenen Landfrieden gebrochen hatten, auf das
strengste zu züchtigen. Auch nach Burg Rosenstein war diese
Kunde gedrungen und vermutete man dort, daß der entflohene
sahrende Sängler, der sich Heinz von Färstenberg genannt hatte,
als Späher des Königs gekommen sei — Grund genug für die
Brüder von Rosenstein, diejenige, welche dem Ritter zur Flucht
verholfen hatte, auf das strengste von allem Verkehr mit der
Außenwelt abzuschließen. — Mainrad Schlicht hatte von allem
dem durch die alte Friedegund Kunde erhalten, als er auf Befehl
Haug von Rosensteins seine Vorräte von Pech auf die Burg lie-
ferte, das offenbar als Verteidigungsmittel dienen sollte, wenn
die Feste wirklich berannt wurde. Die alte Friedegund hatte ihm
auch anvertraut, daß ihre Herrin auf Flucht sinne und seine, des
Köhlers Hilfe, dazu in Anspruch nehmen wolle. Das war vor
zwei Monaten gewesen und Mainrad hatte Tag für Tag darauf
gewartet, daß die wilde Burga als Flüchtige bei ihm einlehre.
Fest entschlossen war er, alles, was in seinen Kräften stand, auf-
zubieten, um die Jungfrau jeder Verfolgung zu entziehen, zu
welchem Zwecke er eine in der tiefsten Wildnis gelegene, nur
ihm bekannte Felsenhöhle einigermaßen wohnlich eingerichtet
und mit Lebensmitteln versehen hatte. Aber er wartete vergeblich.

Auf seinen Schürbaum geküßt, stand Mainrad Schlicht heute
neben seinen qualmenden Weibern und sah in die ihn umgebende
Frühlingspracht hinein. Seine Gedanken weilten wie so oft
bei dem glücklich der Gewalt der Rosensteiner entkommenen
Heinz von Horn, den er als würdigen Sproß seines ehemaligen
vielverehrten und tiefbetrauten Herrn, von Herzen lieb ge-
wonnen hatte. Und sie schweiften zurück in die ferne Bergangen-
heit. Er sah sich wieder als Waffentnecht des edlen Ottolar
von Horn, durchlebte nochmals die fürchterlichen Stunden, als Burg
Horn von dem wüsten Hans von Rosenstein erstürmt wurde,
die qualvolle Leidenszeit, die er in slavischem Frohndienst jahre-
lang auf Burg Rosenstein verbringen mußte. Der seit Jahren
in seinem Innern genährte wilde Haß gegen das stolze Geschlecht,
das aller Menschen Rechte mit Füßen trat, loderte wieder in
ihm empor. Was hatte er nicht alles von dem grausamen Vater
der jetzigen Herren von Rosenstein erduldet! Ein Mann in der
Vollkraft seiner Jahre war er gewesen, der sich unter der Herr-
schaft seines Gebieters, des edlen Herrn Ottolar von Horn wohl
fühlte und sich an dem Glück seiner einzigen Tochter, die ihm sein
früh verstorbenes Weib hinterlassen hatte, der lieblichen Hildrun,
erfreute. Mit Herfest, dem jungen Wildmeister der Burg Horn,
lebte Hildrun in glücklichster Ehe. War ein gar waderer, treuer
Gefelle gewesen, der Herfest, von allen seines unverfälschter:

Frohmut's halber geliebt. Da brach mit der von dem wüsten
Hans von Rosenstein aus nichtigen Vorwänden begonnenen
Fehde das Verhängnis herein. Sein Eidam Herfest fiel helden-
mütig an der Seite Herrn Ottolars bei Verteidigung der Burg
— er selbst, Mainrad, wurde gefangen hinweggeschleppt und
als seine Tochter, die Hildrun, in ihrer Verlassenheit mit ihrem
Kindlein nach Burg Rosenstein kam, um Gnade für den Vater
zu erlangen, da wurde sie mit wildem Hohn gelächert von dem
wüsten Hans empfangen. „Eher dich zur Hölle mit deinem
Balg — hier ist kein Platz für heulende Weiber!“ hatte ihr der
Grausame zugeschnitten und er, der Gefangene, hatte in ohnmäch-
tiger Wut mit den Zähnen knirschend, ansehen müssen, wie sein
geliebtes Kind mit Hunden zum Burgtore hinausgehrt wurde.
Er hatte Hildrun im Leben nicht mehr gesehen. Von den Knechten
der Burg vernahm er später, daß die Arme im Kloster unserer
lieben Frau in Heubach Zuflucht gesucht hatte und dann in frem-
der Leute Dienst gegangen war. Und als nach jahrelanger Knecht-
schaft ihm endlich die Freiheit wieder winkte, weil schweres Siech-
tum ihn erfaßt hatte und Hans von Rosenstein keinen unnützen
Brodebesser auf der Burg dulden mochte, da fand er seine Hildrun
nicht mehr am Leben. Der Gram um ihr verlorenes Glück hatte
sie in ihren jungen Jahren dahingerafft. Ihr Kindlein, die kleine
Edeltrut, hatte in dem Findelhause des Städtleins Aufnahme ge-
funden. So todestraurig es damals dem Unglücklichen zumute
war und so sehr er sich nach dem Sterben sehnte — das Bewußt-
sein, daß sein Entkind lebte, hob seinen gebrochenen Lebensmut
wieder. Dem Kinde zu liebe mußte er leben und mit übermensch-
licher Willenskraft gelang es ihm, das Siechtum seines hinjälligen
Körpers zu überwinden. Erst wieder genesen, war es seine größte
Sorge, für sich und die kleine Edeltrut Brot zu finden und was
lag da näher, als daß er den ihm wohlvertrauten Beruf seines
Vaters, den Beruf eines Köhlers, ergriff. Niemand wehrte ihm,
als er sich in der einsamen Tannenschlucht seine Hütte baute und
seine Weiler errichtete, und so hauste er hier schon seit fast zwei
Jahrzehnten, zufrieden mit seinem Loos und glücklich in dem Be-
wußtsein, daß sein geliebtes Entkind an seiner Seite weilte.

Der alte Köhler schreckte plötzlich aus seinem Sinnen empor.
Hatte er nicht das Wiehern eines Pferdes vernommen und klang
es nicht wie Waffengeklirr von der Höhe herab? Eilig stieg der
Alte den Pfad nach der Hütte empor und kam gerade recht, um
zu sehen, wie ein Trupp gepanzerter Ritter sich langsam die steile
Berglehne herabbewegte und sich der Köhlerhütte näherte. An
der Spitze ritt auf milchweißem Rosse ein schlanker Jüngling,
bei dessen Anblick es den alten Mainrad wie ein Blitz durchzudte.

„Herr Heinz von Horn!“ rief er außer sich vor Freude und
eilte dem Kommenden entgegen, der behend vom Pferde sprang
und den Alten zur Bewunderung seiner Begleiter herzlich um-
armte. Ja, er war es selbst — Heinz von Horn, der jetzt unter
dem lauten Jubel des alten Mannes von diesem nach dem Ein-
gang der Hütte gezogen wurde, wo soeben, erschreckt von dem
Lärm, das liebliche Trubelcins mit angstvollem Gesichtsausdruck
erschien. Als sie aber sah, wer gekommen war, da flog es wie
Sonnenschein über ihre reizenden Züge und freudig ertönd
eilte sie dem jungen Ritter mit offenen Armen entgegen. Wie
es gekommen war — sie wußten es beide selbst nicht. Der junge
Ritter hielt die zarte Gestalt der Waldblume in den Armen und
küßte sie herzlich auf den Mund, während seine Begleiter ver-
wundert einander ansahen und ein alter Graubart unter ihnen
dem neben ihm haltenden Genossen zuraunte: Zum Herzen
und Küßen wär' mir das rosige Ding, straf mich Gott, doch noch
lieber wie der ruhige Alte!“

(Fortsetzung folgt.)

Über den Wolken.

Von Alb. G. Krueger. (Nachdruck verboten.)

Schimmernd lag das Sonnengold auf der weiten Fläche des
Donndorfer Flugplatzes. Gleich Milliarden jankelnder und
sprühender Diamanten reflektierten die Eiskristalle auf der sauberen,
weißen Schneefläche seine Strahlen. Und fast wolkenlos
blaute darüber ein selten schöner, heiter und frohgemut stimmender
Winterhimmel.

Obgleich die Luft schneidend kalt war und der Schnee bei
jedem Schritt jenes charakteristische Anarren und Kreischen hören
ließ, hatte sich dennoch eine fast unabhsehbare Menschenmenge
zu dem heutigen Schauspuge eingestellt und harrte jetzt neu-
gierig und gespannt der Dinge, die da noch kommen sollten.

Zwei Luftpiloten waren bereits zu kurzen Flügen aufgekliegen,
hatten aber in keiner Weise das Interesse der Mehrzahl der An-
wesenden entfachen können. Derartigen, schon leidlich oft gesehenen
Darbietungen begann bereits der Reiz der Neuheit zu fehlen.
Fieberhaft aber erwartete man den vielversprechenden Aufstieg
des berühmten Fliegers de la Peine zu seinem angetündigten



Strasse in Dixmuiden, das nach heißen Kämpfen von den deutschen Truppen erobert wurde. Phot. Benninghoven.

Dreistundenfluge. Und was die Erwartung zur Leidenschaft steigerte, war die wie ein Lauffeuer bekannt gewordene Tatsache, daß sich zu diesem immerhin kritischen Fluge eine Dame als Passagier angemeldet hatte, eine Dame, die niemand kannte, niemand noch zu Gesicht bekommen hatte.

Um die sich mehr und mehr fühlbar machende Kälte zu vermindern, wogte das Publikum in Gruppen über den knirschenden Schnee auf und nieder, stampfte ab und zu an den Boden mit den Füßen und verhandelte dabei eifrig die Frage, wer jene geheimnisvolle Dame etwa sein könne, von wannen sie käme und wie ihr Nam' und Art eingeschätzt werden müsse. Ihre fabelhafte Kühnheit und Kaltblütigkeit, sich dem als rücksichts-



Der Fünf-Uhr-See vor dem „Hotel Kronprinz“, einem bombensicheren Unterstand in der Gegend von Reims.

anerkannt, die Gefahr des Fluges bei dieser schneidenden Kälte in Erwägung gezogen. Und leise, ganz leise, schemenhaft irrte die Frage durch alle Gespräche, ob diese Dame nicht doch vielleicht in irgendeiner Beziehung zu dem berühmten Flieger stehen könne.

Das eifrige Lachen und Schwätzen des Publikums erfuhr plötzlich eine jähe Unterbrechung. Männiglich blieb an seinem Plage halten und rechte eifrig den Hals. Ein langgezogenes Hupensignal ertönte. An dem Obersten, der die Nummern der einzelnen Flüge zeigte, erschien eine Drei. Das war laut Programm de la Peine. Gleichzeitig öffneten sich auch die Torflügel der Garage und sein Torpedo-Eindecker wurde feierlichst herausgeschoben.

Sofort eilten vier Mechaniker aus der nahen Werkstätte herbei und begannen das Flugzeug in allen seinen Teilen einer peinlich genauen Besichtigung zu unterziehen. Während sie diesen Teil drehten, jenen hin- und herbewegten, hier eine Schraube fester anzogen, dort ein Gewinde öfeten, stieg die Ungeduld des Publikums aufs höchste.

schnell an die Augen. In andächtigem, atemlosen Schweigen sahen die Zuschauer eine hochgewachsene, schlanke und doch volle Dame aus dem Zelt treten und sich langsam de la Peine nähern. Das todblaße Gesicht, in dem zwei dunkle Augen dämonisch flammten, kontrastierte seltsam mit dem tohlschwarzen Anzug, den sie für diese Fahrt anzulegen für gut befunden hatte. Ein kurzer Modfiel über ein Paar Pumphosen, die in ledernen, bis an die Knie reichenden Gamaschen steckten. Oberkörper und Kopf verhüllte ein Lederjackett mit daran befestigter Kapuze, alles fest verknöpft. Die Hände steckten in ledernen, pelzgefütterten Stulphandschuhen. Sobald die Dame die Flugmaschine erreicht hatte, war dort die Besichtigung beendet. Zwei der Monteure halfen ihr eifrig in den Sitz. De la Peine selber ordnete diesen wie ihre Kleidung sehr eingehend, eilte dann auf die andere Seite, schwang sich neben sie und padte Steuerung und Hebel.

... verstärkte sich von Minute zu Minute, bis es endlich wie das Donnern und Brausen einer fernen Brandung zu dem Zelt herüberdröhnte, aus dem eben de la Peine in seinem eleganten Winterportkostüm getreten war.

Einen kurzen, gleichgültigen Blick warf er im Kreise umher, lächelte dabei leise, fast spöttisch, und begab sich dann eiligen Schritts zu seiner Maschine, die er nach einigen schnellen Fragen an die Monteure nun seinerseits eingehendst untersuchte.

Mit einem fast hörbaren Knack schwieg plötzlich das Publikum. Eine eigenartige Stille breitete sich über das weite Feld, nur hie und da unterbrochen durch das heifere Geschrei einer Krähe, das kurze, leidenschaftliche Schaden einer geschredten Elster. Tausende Köpfe wandten sich dem Zelt des Flugtäufers zu. Tausende Hälse redeten sich. Und tausend Feldstecher oder Fernrohre fuhren blüh-



Was die Russen „verfohlen“ dürfen: Gefangene Russen als Regimentskücher im deutschen Gefangenenlager.

Die Zuschauer eine hochgewachsene, schlanke und doch volle Dame aus dem Zelt treten und sich langsam de la Peine nähern. Das todblaße Gesicht, in dem zwei dunkle Augen dämonisch flammten, kontrastierte seltsam mit dem tohlschwarzen Anzug, den sie für diese Fahrt anzulegen für gut befunden hatte. Ein kurzer Modfiel über ein Paar Pumphosen, die in ledernen, bis an die Knie reichenden Gamaschen steckten. Oberkörper und Kopf verhüllte ein Lederjackett mit daran befestigter Kapuze, alles fest verknöpft. Die Hände steckten in ledernen, pelzgefütterten Stulphandschuhen.

Sobald die Dame die Flugmaschine erreicht hatte, war dort die Besichtigung beendet. Zwei der Monteure halfen ihr eifrig in den Sitz. De la Peine selber ordnete diesen wie ihre Kleidung sehr eingehend, eilte dann auf die andere Seite, schwang sich neben sie und padte Steuerung und Hebel.



Die Not in Frankreich: Verschicken von Kohlen an Frauen und Kinder, die jeden durchfahrenden Zug umlagern und um Feuerungsmaterial bitten. Phot. A. Grahs.

der Pilot nun einen schrillen Befehl ausstieß.
 Die Monteuire sprangen beiseite. In kurzen, puffenden Stößen begann der Motor seine Arbeit. Langsam erst, dann schneller und schneller drehte sich der Propeller. Das Fahrzeug ruckte kurz an und lief einige Sekunden am Boden auf seinen Rädern.

Und nun ein kurzer Griff an den Hebel, dem ein marktschütterndes Heulen und Säusen folgte. Wie ein Pfeil schoß das Flugzeug vorwärts, hob sich gleich darauf majestätisch in die Luft und schwebte, einem riesigen Adler vergleichbar, ruhig und sicher in weiten Kreisen höher und höher. Alle bewaffneten und unbewaffneten Augen folgten der kleiner und kleiner werdenden Maschine, deren Geräusch bald nur noch einem schwachen Surren glich und endlich ganz verstummte. In wenigen Minuten nur verschwamm auch der am Horizont noch sichtbare kleine Punkt mit dem Aether.

Der größere Teil des Publikums wartete die Darbietungen des vierten und fünften Fliegers nicht erst ab, sondern hastete in die Trinkzelle, um sich durch heiße Getränke möglichst viel Wärme zuzuführen.

Drei Stunden waren eine lange Zeit. Programmäßig hatte de la Peine in direktem Fluge Nordtal, die nächste Stadt, aufzusuchen, dort den Kirchturm zu umfliegen, dann zurückzukehren und während des noch verbleibenden Restes der vorgeschriebenen Zeit allerlei Wendungen über dem Flugplatz auszuführen. Nordtal aber war eine ganze Strecke entfernt; vor zwei Stunden konnte der Flieger nicht zurück sein; also hatte man ja reichlich Zeit.

Nur diejenigen Zuschauer, denen die Flugvorführungen ganz oder teilweise etwas Neues brachten, harrten unentwegt — Kälte oder nicht — draußen aus.

In eleganten, schneidig durchgeführten Kreisen hatte inzwischen de la Peine rasch genug die vorgeschriebene Höhe von zweitausend Metern erreicht. Sobald er sich nun über die nach Nordtal einzuschlagende Richtung klar geworden war, stellte er den Motor auf die größtmöglichste Geschwindigkeit. Und in rasender Fahrt trieb die außerordentlich starke Maschine das Flugzeug vorwärts. Aber mit einigem Bestreben bemerkte der erfahrene Flieger auch sofort

hatte er starken Winddruck gegen sich, der die Kälte augenscheinlich vermehrte, und die Rückfahrt von Nordtal mußte sich günstiger gestalten. Aber doch glitten seine Augen wieder und wieder aus der Fahrtrichtung besorgt über den Motor, als ob er ihn auf seinen Kältewiderstand prüfen wolle.



Auf einer Landstraße in Rußisch-Polen.

Und die Sorge wuchs, je länger die Fahrt dauerte. Ja, de la Peine konnte sich eines plötzlich aufsteigenden unbehaglichen Gefühls nicht erwehren. Wie die Ahnung von etwas Drohendem, Unheimlichem lag es auf ihm, machte ihn unfrei. Fern am Horizont tauchte jetzt die Spitze eines Kirchturmes auf, die sich rapide vergrößerte, zusehends aus der Erde herauswuchs und förmlich heranzustiegen schien. — Scharf spähte der

Erleuchtung.

Da bog mein Haupt in Demut sich,
 Das sich so leicht nicht beugt;
 Ja ward mein Aug', das selten weint,
 In heißem Danke feucht,
 Als hell in meines Lebens Nacht
 Der Muse Leuchte fiel,
 Die mir den Weg zur Sonne zeigt,
 Den Weg zum hohen Ziel.

Zwar ist er feil und dornenreich,
 Doch schreit' ich ihn voll Mut;
 Und ob er auch gezeichnet ist
 Mit meines Herzens Blut —
 Bei jedem roten Tropfen schwillt
 Der helle Siegeschrei
 Empor, empor, der Sonne zu:
 „Am Ziele werd' ich frei!“

Johanna Weidkred.

Unsere Bilder

Eine österreichisch-ungarische Korpstelephon-Station. Die Fernsprechabteilungen stellen die einzigen bisher noch nicht kriegsexprobierte Erfindungen der modernen Technik dar, die unsere Erwartungen am meisten

übertroffen hat. Nicht nur alle Kommandostellen werden telephonisch unter einander verbunden, sondern auch die vordersten Schützengräben mit dem Aufstellungs-ort der Reserven und diese wieder mit ihren vorgelegten Dienststellen.

Eine Straße einer Kolonie der Erdwohnungen im Argonnenwald. Im Argonnenwald wird seit mehreren Monaten hartnäckig gekämpft. Da die Truppen an den einzelnen Laufgräben und Stellungen längere Zeit stehen bleiben, so haben sich dieselben ihre Quartiere mit selbstverständlichem Geist so behaglich wie möglich ausgestattet. Wir sehen hier ganz wohnlich aussehende Dachhütten aus Stroh und Zweigen gebildet und die Verbindungswege zwischen den einzelnen Erdhöhlen, wo die deutschen Truppen bomben- und schrapnell-sicher wohnen und schlafen, wurden ganz wie bei uns die Gartenwege gesäubert, geebnet und mit Zweigen als Bäume begrenzt. So ein Lager der deutschen Truppen sieht nach einigen Tagen sehr wohnlich aus, so daß man glaubt, die Truppen hätten wochenlang hier gewohnt.



Straße einer Kolonie der Erdwohnungen im Argonnenwald. (Mit Text.)

Allerlei

Das kleinere Übel. „Sie müssen doch eine Menge Sorgen damit haben, Ihre Frau so auf der Höhe der Mode zu erhalten.“ — „O ja, aber nichts gegen die Sorgen, die ich hätte, wenn ich es nicht täte.“

Überboten. „Unsre Köchin ist sehr ängstlich mit Dieben; den ganzen Tag guckt sie nach der Korridortür.“ — „Das ist gar nichts. Unsre Köchin hat sogar immer einen Polizisten in der Küche.“

Wuchererzöbte. Ein Geschäftsmann in R. ließ einem jungen Manne von guter Familie 400 Taler zu 50 Prozent auf ein Jahr, wobei er die Zinsen sogleich abzog, so daß jenes Opfer des Wucherers nur 200 Taler ausgezahlt erhielt. Kaum konnte der Biedermann die Heimkehr seiner Frau erwarten, um ihr diesen glücklichen Raubstreich erzählen zu können; aber als sie davon in Kenntnis gesetzt war, rief sie verachtungsvoll aus: „Du hast 400 Taler auf ein Jahr geliehen und nur 200 Taler ausgezahlt; du Dummkopf, hättest du es auf zwei Jahre geliehen, dann brauchtest du gar nichts herzugeben.“

Mertwürdige Mahlzeiten. Einer Studie über schwelgerische Mahlzeiten des Mittelalters und der Neuzeit entnehmen wir folgende interessante Einzelheiten: Im Jahre 1386 vermählte sich Herzog Lionel von Clarence mit der Prinzessin Yolande von Mailand. Auf der Hochzeitstafel erschienen noch nie gesehene Überraschungen. So wurden zum Beispiel unter den Gerichten vergoldete Spanferkel mit feuerpeinendem Maul dargeboten. Bei einem Gastmahl, das Erzbischof Albrecht von Bremen († 1395) vielen geistlichen und weltlichen Herren in Hamburg gab, lagen goldene Häuser, Türme und Berge auf die Tafel; in ihnen befanden sich Pfauen, Schwäne, Hühner und anderes Geflügel, ungerupft gekocht und gebraten und doch äußerst schmackhaft. Wahrlich ein Triumph der Kochkunst! Noch Wunderbareres wurde bei einem Schmause in Lille (1433) geleistet. Statt der Suppensüßigkeiten erschien eine Kirche mit Glockengeläute, vier Vorsänger und Chorknaben, dann eine Riesenpastete mit 28 lebenden Personen im Innern, welche Dudelsack spielten. Daneben stand ein Schloß, in dessen Gräben Drangenwasser lief. — Sir Edward Russell, der Admiral der englischen Mittelmeerflotte Wilhelm III., veranstaltete am 25. Oktober 1694 (wo, ist nicht näher bekannt) ein großartiges Festschmaus. Die Vorworte war ein gewaltiges Marmorbeden. Zu dem Getränk hatte man drei große Fässer Brantwein, acht Fässer Wasser, 25 000 Zitronen, achtzig Kannen

Zitronensaft, dreizehn Zentner Zucker, fünf Pfund Muskatnüsse, eine Kanne Malaga und 300 Biskuits gebraucht. Auf dem Festschmaus ein kleiner Kahn mit einem schön gepuderten Schiffsjungen herum, welcher den Gästen, den 6000 Mann der Flotte, das „Göttergetränk“ kredenzte. K. St.

Gemeinnütziges

Die Hausfrau im Februar. Im Monat Februar kann die Hausfrau den häuslichen Tisch mit Fischgerichten in reichem Maße versorgen. Von den Seefischen ist der Steinbutt am begehrtesten. Der Fisch muß sorgsam zubereitet werden. Die Flossen werden nur zierlich zugestutzt, also nicht ausge schnitten, denn sie sind an der angewachsenen Stelle sehr wohlschmeckend. Die Anrichtung geschieht in folgender Weise: Das Tier wird mit der weißen Seite nach oben gelegt, mit krauser Petersilie und Zitronenscheiben garniert und mit zerlassener Butter oder holländischer Sauce serviert. Auch der Lachs ist sehr begehrt. Und die Teichwirtschaft liefert Hechte und Forellen.

Unter dem Wildbret nimmt jetzt das Renntier die erste Stelle ein. Da dieses ein festes, zartes Fleisch liefert, ist es in feinen Häusern sehr begehrt. Der bürgerliche Tisch wird jetzt mit Filet, Kalbs-, Schweinebraten usw. besetzt. Dazu kommen die Frühlingstompotts, welche die Treibhäuser liefern. S. W.

Blinde und schlechthende Pferde verlassen den Stall ängstlicher als normallichtige. Hierauf bei der Musterung eines zu laufenden Tieres achtzugeben, ist ratsam.

Lesen zu lesen ist den Augen nachteilig, weil sie hierbei zu sehr gesenkt werden müssen. Auch im Fahren ist das Lesen zu unterlassen, da Kopf und Bauch ständig schwanken und die Augen infolgedessen überanstrengt werden.

Alter Bautehm ist vorzüglich verwendbar zur Verbesserung des Gemüsegartens. Man muß ihn nur entsprechend behandeln. Er wird zerstampft und im Freien unter Beimengen von Kalk aufgesetzt.

Beete, welche für Erbsen und Bohnen bestimmt sind, dürfen nicht mit Kalk gedüngt werden. Wo solcher Anwendung fand, muß zuvor eine andere Gemüßart gebaut werden, andernfalls werden die stickstoffammelnden Bakterien der Hülsenfrüchte zerstört.

Erbsen wollen feur mit Stallmist gedüngtes Land, sind aber für eine Kaligabe — etwa drei Kilo per Ar — sehr dankbar; auch Holzasche sagt ihnen sehr zu. Am geeignetsten ist ein im vorigen Jahre mit Kohl bebaut gewesenes Stück Land für Erbsenkultur.

Homonym.

Es trägt's an sich manch Federwied.
 Auch du gebrauchst es in der Früh.
 Frits Guggenberger.

Logogriph.

Mit einem S ist's glatt und eben,
 Mit F läßt es die Sage leben.
 Es kommt mit T aus weiter Ferne,
 Und jung und alt genießt es gerne.
 Julius Fald.

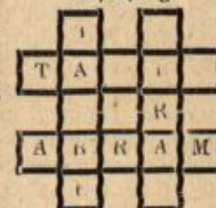
Schachlösungen:

Nr. 122. 1) F e 8—e 7 — Zugzwang.
 Nr. 123. 1) K b 3—a 3 (droht 2 D b 1)
 Th 2, Th 3, Th 4, Th 5. 2) D g 2, D g 3,
 D d 4, D g 5. Eine wohlgeungene Auf-
 gabe mit mehrfacher Figurenopposition.

Richtige Lösungen:

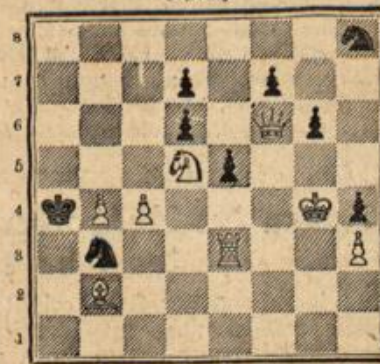
Nr. 108 und 109. Von S. Niers in
 Adorfersmühl. — Nr. 112. G. Eiseit
 in Hainewalde i. S. A. Gütler in Gelf-
 hennerdorf. S. Johannsen in Güters-
 loh i. B. R. Schwarz in Rietorf. D.
 Waldmann in Waldsiedl.

Auflösung.



Problem Nr. 124

Von W. Eise, Stuttgart.
 Schwarz.



WeiB.
 Matt in 3 Zügen.

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer: Hausierhandel.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.